

HELEN GRANT
BLUTIGE
SCHERBEN

Weltbild

**Er wird sie suchen.
Er wird sie verfolgen.
Bis er sie gefunden hat.**

Blutige Scherben. Überall. Der Tote, der ganze Boden ist mit geborstenem Kirchenglas bedeckt. Die siebzehnjährige Lin spürt die unheimliche Macht, die von diesem Fund ausgeht. Die Ermittlungen laufen scheinbar ins Leere, und als der zweite Mord geschieht, weiß sie nicht mehr, wem sie vertrauen kann. Sie weiß nur, dass es jemand auf sie und ihre Familie abgesehen hat, der sie jagt und auslöschen wird. Wenn sie ihn nicht rechtzeitig findet.

»Packend und voll subtiler Schaurigkeit.«

The Guardian

Helen Grant

Blutige Scherben

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Julia Walther

Weltbild

Die Autorin

Helen Grant, geboren 1964 in London, studierte klassische Philologie in Oxford und arbeitete dann zehn Jahre lang als Marketingmanagerin. Schon als Kind schrieb sie Geschichten. Außerdem reist sie gern, unter anderem in Asien und im Mittleren Osten. 2001 zog sie mit ihrer Familie nach Bad Münstereifel. Helen Grant hat ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte und die alten Legenden der Eifel, von ihnen wurde sie zu ihrem ersten Krimi »Die Mädchen des Todes« inspiriert. »Blutige Scherben« ist ihr zweiter Roman. Seit 2008 wohnt sie mit ihrer Familie in Brüssel.

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel The Glass Demon bei Penguin Books, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerte Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Helen Grant

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Piper Verlag GmbH, München

Übersetzung: Julia Walther

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock/Hemera

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-777-8

Kapitel 1

Würde mich jemand fragen: »Was ist die Wurzel allen Übels?«, dann wäre meine Antwort nicht »Geld«, sondern »Essen«. Es war das Essen – beziehungsweise dessen Mangel – das meine Schwester umbrachte oder zumindest zu ihrem Tod beitrug. Und bis zu jenem Tag auf der Obstwiese in Niederburgheim hatte ich auch noch nie jemanden gesehen, der an einem Apfel gestorben war.

Der alte Mann lag im hohen Gras, sodass zunächst von ihm lediglich das karierte Hemd und das abgewetzte Knie eines blauen Overalls zu sehen waren. Es sah aus, als schlafe er.

»Steig mal kurz aus und frag den Mann dort im Gras«, wies Tuesday mich an.

»Ich glaube, der schläft«, erwiderte ich zweifelnd.

»Es ist bestimmt nicht schlimm, wenn du ihn weckst.« Ihr Tonfall wurde strenger. »Und mach die Tür zu! Es ist windig und ich will nicht, dass es mir die Frisur ...«

Ich knallte die Autotür ins Schloss, sodass ich den Rest ihres Satzes nicht mehr hören musste, und stakste durchs hohe Gras. Nach dem langen Sommer waren die Halme trocken und brüchig. Der Geruch erinnerte angenehm an Heu.

»Entschuldigen Sie bitte«, rief ich der ruhenden Gestalt auf Deutsch zu.

Keine Antwort. Ich konnte Tuesdays ungeduldigen Blick im Rücken förmlich spüren.

»Entschuldigen Sie bitte«, wiederholte ich, diesmal ein wenig lauter.

Einen Moment lang glaubte ich, eine Bewegung wahrzunehmen, doch es war nur der Wind, der durchs Gras strich. Eine fette Hummel brummte dicht an meinem Gesicht vorbei, sodass ich instinktiv die Hand hob, um sie zu verscheuchen. Ich trat einen Schritt näher an den auf dem Rücken liegenden Mann heran. Wer auch immer er sein mochte, er musste einen gesunden Schlaf haben. Vielleicht hatte er mittags zu viel Bier getrunken. Ich sah einen Teil seines Mittagessens in der Nähe seiner ausgestreckten Hand liegen: ein großer, glänzender Apfel, auf dem sich die Bissstelle deutlich von der rötlichen Schale abhob. Ich trat noch einen Schritt näher.

Hinter mir öffnete sich die Autotür. »Was machst du denn da?«, rief Tuesday verärgert.

Ich antwortete nicht. Ich stand einfach nur da, während die trockenen Spitzen der Gräser in meine nackten Beine pieksten und der Wind mir durch die Haare strich. Mein Mund wurde trocken, und meine Augen waren vor Schreck weit aufgerissen. Ich betrachtete die Leiche zu meinen Füßen. Die Leiche. Graublau Augen, getrübt vom Tod, die blind in den Sommerhimmel starrten. Der Mund stand halb offen, nie wieder würde der Mann einen Laut von sich geben. Und seitlich am Kopf mit den kurz geschorenen Haaren klaffte ein Loch, ein ekliger Krater in der weichen Rundung des Schädels. Rot auf den Halmen des gelben Grases. Blut. Beinahe wäre ich hineingetreten.

Mit einem leisen Knall hörte ich die Autotür zuschlagen und dann, wie sich Tuesday, leise fluchend, durchs Gras einen Weg zu mir bahnte. Die Vegetation knirschte unter ihren Füßen. Als sie mich erreichte, hörte ich sie hinter mir Luft holen, um etwas zu sagen. Doch dann hielt sie plötzlich inne. Mit einer Hand packte Tuesday meine Schulter und lehnte sich an mich. Die andere hatte sie vor den Mund geschlagen.

»O mein Gott!«, quietschte sie schließlich. »Ist er tot?«

Mein Hals war wie zugeschnürt. Ich versuchte, etwas zu sagen, doch ich brachte kein Wort heraus. Stattdessen nickte ich bloß.

»Sollten wir seinen Puls messen oder so etwas?« Tuesdays Stimme klang erstickt.

»Ich glaube nicht, dass das noch was bringt«, stieß ich schließlich hervor.

Ich blickte wieder auf das Rot im Gras und dann hinunter auf meine nackten Zehen in den Sandalen. Als ich einen Schritt zurücktrat, stolperte Tuesday mir nach. Ihre Nägel bohrten sich in meine Schulter.

»Was sollen wir jetzt bloß machen?«, krächzte sie.

»Hol Dad«, schlug ich vor.

Ich musste der Versuchung widerstehen, sie von mir wegzustoßen. Ihre Fingernägel taten mir weh. Gleichzeitig fühlte ich mich durch den Anblick des toten Körpers irgendwie betäubt. Er schien mir nicht real, eher wie eine Art seltsames Gemälde, eine Illustration für ein Poster zur Vermeidung von Unfällen. Ein Apfelbaum mit hölzerner Kiste darunter. Eine an den Baumstamm gelehnte Leiter. Der rote Apfel mit der gezackten weißen Bissstelle. Und mitten im Gras: die Leiche. Meine Fantasie suchte in dem Szenarium automatisch nach logischen Zusammenhängen. Der alte Mann – für mich sah er aus wie etwa siebzig – war bei der Apfelernte gewesen. Vielleicht hatte er vergessen, dass er nicht mehr der Jüngste war. Er war die Leiter hinaufgestiegen und hatte angefangen zu pflücken, hatte zwischen den belaubten Ästen die Äpfel mit einer Drehbewegung von ihren Zweigen gelöst. Dann entdeckte er diesen roten Apfel – der jetzt neben ihm auf dem Boden lag – und konnte ihm nicht widerstehen. Er pflückte ihn, biss kräftig hinein und verlor dann – entweder weil er nur eine Hand frei hatte, oder weil er über dem Genuss des Apfels völlig vergaß, was er tat – das Gleichgewicht und fiel von der Leiter. Rums. Direkt hinunter auf die harte Erde. Ein ungeschickter Sturz auf einen dicken Ast oder einen Stein: aus und vorbei. So viel zu den Vorzügen gesunder Ernährung.

Tuesday ließ meine Schulter los und stolperte zurück zum Auto. Mein Vater hatte inzwischen die Fahrertür geöffnet und rief ihr etwas zu. Ich beobachtete, wie sie hin und her schwankte, als habe sie zu viele Cocktails getrunken. Sie hob abwehrend die Hand. Hoffentlich würde sie geistesgegenwärtig genug sein, Polly und Ru nicht aus dem Auto zu lassen.

Ich sah wieder zu dem Mann im Gras hinüber. Und aufs Neue überkam mich dieses surreale Gefühl. Die ganze Szene schien so unwirklich, wie er mausetot dalag, der Apfel nur wenige Zentimeter von seiner ausgestreckten Hand entfernt, als könne er sich plötzlich aufsetzen und noch einen Bissen nehmen. Mein Blick wanderte widerwillig zu dieser schrecklichen Delle an seinem Kopf zurück, und ich stellte mir vor, welche Kraft nötig war, um den Schädel eines Menschen derartig einzuschlagen. Bei diesem Gedanken kamen mir fast meine Tankstellen-Sandwiches wieder hoch. Schnell drehte ich den Kopf weg. Dabei blitzte etwas im Sonnenlicht auf und funkelte hell am Rande meines Sichtfeldes.

Trotz meiner zunehmenden Übelkeit konnte ich mir einen genaueren Blick nicht verkneifen. Zuerst erkannte ich gar nichts, doch dann bewegte ein Windstoß die unteren Zweige des Apfelbaumes, und durch das Spiel von Licht und Schatten sah ich wieder etwas im Gras aufblitzen. Zuerst begriff ich nicht, was das sein konnte, doch dann wurde

mir klar, dass es sich um Glas handelte: Rings um den leblosen Körper des Mannes lagen funkelnde Glasscherben verstreut. Damals ergab das für mich überhaupt keinen Sinn. Außerdem war mein Kopf sowieso angefüllt von der Ungeheuerlichkeit, über eine Leiche gestolpert zu sein. Erst später, als mir die Geschichte von Bonschariant, dem Glasdämon, wieder einfiel, machte ich mir Gedanken darüber.

Kapitel 2

Ich stand immer noch am selben Fleck und beobachtete, wie die Glassplitter im Sonnenlicht aufblitzten, als mein Vater neben mir auftauchte.

»Hast du irgendwas angefasst?«, lautete seine erste Frage.

Ich schüttelte den Kopf und erschauerte beim Gedanken, diese leblosen Hände zu berühren oder – schlimmer noch – den eingeschlagenen Schädel. »Du machst wohl Witze.«

»Dann lass uns gehen.«

Ich starrte ihn erstaunt an. »Was?«

»Steig ins Auto, Lin.«

Er hatte sich bereits umgedreht und ging davon.

Ich warf einen letzten Blick auf die Gestalt am Boden, bevor ich hinter meinem Vater her eilte. »Dad? Suchen wir dann jetzt eine Polizeiwache?«

»Nein.«

Wie angewurzelt blieb ich stehen. »Aber das müssen wir!«

Er hielt ebenfalls inne und warf mir einen unmissverständlichen Blick zu. »Nein, das müssen wir nicht.«

»Aber ... da liegt eine Leiche!«

»Ich weiß, dass da eine Leiche liegt.«

»Müssen wir das nicht melden?«

»Jemand muss es melden. Aber das werden nicht wir sein.«

»Aber, Dad ...«

»Pass auf, Lin.« Die Stimme meines Vaters duldet keinen Widerspruch. »Wir haben den alten Kerl nicht umgebracht, oder? Er ist vermutlich einfach von der Leiter gefallen, hatte einen Herzinfarkt oder so was. Es gibt nichts, was wir noch für ihn tun könnten. Aber er ist tot, und wenn wir uns da einmischen, dann werden wir Stunden, vielleicht sogar Tage, auf irgendeiner deutschen Polizeiwache verbringen. Also komm jetzt mit und steig ins Auto, klar?«

»Aber was, wenn es kein Unfall war?«, platzte ich heraus.

Mein Vater starrte mich an. »Natürlich war es ein Unfall. Was denn sonst? Es wird ja kaum jemand hier vorbeikommen und einen alten Mann überfallen, der gerade Äpfel pflückt, oder? Und jetzt steig gefälligst ins Auto.«

Als wir den Wagen erreichten, öffnete er die hintere Tür für mich. »Komm schon, beeil dich. Ich will weg hier.«

Widerwillig stieg ich ein.

»Das war das Schlimmste, was ich je erlebt habe.« Tuesday hatte sich auf dem Beifahrersitz zusammengekauert und ein Taschentuch an die Nase gepresst.

Es war auch das Schlimmste, was dieser alte Mann je erlebt hat, dachte ich, als das Auto mit quietschenden Reifen losfuhr. Ich drehte mich um, um durch die Heckscheibe noch einen Blick auf die im Gras liegende Gestalt zu erhaschen, aber wir waren bereits zu weit entfernt, als dass ich das blau gekleidete Knie oder das karierte Hemd noch hätte erkennen können.

Also ließ ich mich in meinen Sitz zurückfallen. Ich versuchte, mir darüber klar zu werden, was wir da eben gesehen und getan hatten. Ich war gerade fast über einen toten Menschen, eine Leiche, gestolpert. Ich war nahe genug gewesen, um sie anfassen zu können. Ihn, korrigierte ich mich. Ihn, nicht sie. Ich fühlte mich seltsam emotionslos. Vielleicht würde das erst später kommen. Oder vielleicht, dachte ich, als ich die vom Beifahrersitz kommenden Schluchzer hörte, reichte Tuesdays Hysterie für uns beide.

Weder sie noch mein Vater hatten die glitzernden Glasscherben bemerkt, die wie überirdischer, für die Jahreszeit völlig unpassender Frost rings um den Körper des alten Mannes verstreut lagen. Nach einer Weile verdrängte auch ich dieses Detail, im Glauben, dass es absolut nichts mit uns zu tun hatte. Was sich als falsch herausstellen sollte.

Kapitel 3

Wir hätten an jenem Nachmittag eigentlich gar nicht in Deutschland sein sollen – wenn die Dinge so gelaufen wären, wie mein Vater es geplant hatte. Statt auf einer Obstwiese bei Niederburgheim zu stehen und mit einem leicht üblen Gefühl in der Magengegend auf die Leiche eines ältlichen deutschen Bauern zu starren, hätte ich zu Hause in England einen der heißesten Sommer der Geschichte genießen können. Vielleicht wäre ich an diesem Nachmittag mit meinen Freunden unterwegs gewesen, hätte im Gras des großen Parks bei uns in der Nähe gelegen, hätte Eistee aus Plastikflaschen getrunken und die Sonne genossen. Vielleicht hätten wir jemanden mit Führerschein so lange bequatscht, bis er uns irgendwo hingefahren hätte – an die Küste zum Beispiel. Mit siebzehn gehörten zu einem richtigen Sommer noch kreischende, durch die Luft jagende Möwen und das Donnern der Brandung.

Stattdessen lag nun fast ein ganzes Jahr in irgendeiner hinterwäldlerischen Ecke Deutschlands vor uns, von der weder ich noch meine Freunde je gehört hatten, in der Nähe einer Stadt, deren Namen die meisten von ihnen nicht einmal aussprechen konnten. Und das alles bloß, weil statt meines Vaters jemand anderes Professor für Mediävistik geworden war.

Es genügte ihm nicht, an einer der berühmtesten und ältesten Universitäten der Welt zu lehren. Ich bezweifle, dass selbst der Professorentitel ihm gereicht hätte, wenn er ihn denn bekommen hätte. Sein Ehrgeiz glich einem Monster, einem tobenden Elefantenbullen, den er wie ein hilfloser Elefantentreiber ritt, während wir anderen wie Straßenkinder nebenherrannten und versuchten, Schritt zu halten, ohne dabei zertrampelt zu werden.

Sein wahres Ziel war nicht bloß die Professur am Mediävistik-Lehrstuhl, sondern er wollte außerdem ein Medienstar werden. Mein Vater besaß das Aussehen eines Hollywood-Schauspielers: gerade Nase, kantiges Kinn, dichter Haarschopf. Und wenn er lächelte, sah er nicht nur attraktiv, sondern einfach umwerfend gut aus. In seiner Vorstellung würde sein ansehnliches Äußeres vor der Kamera erst so richtig zur Geltung kommen. In seinen Träumen sah er sich in figurbetonten Jeans und Hemd mit offenem Kragen vor irgendeiner Kreuzfahrerburg oder einem mittelalterlichen Palast stehen, wo er markige Sätze über das vierzehnte Jahrhundert und die Kultur des Mittelalters von sich gab. Tuesday gegenüber behauptete er gerne, sein Ziel sei es, mittelalterlicher Politik zu mehr Sexappeal zu verhelfen, aber in Wirklichkeit wollte er der nächste Heinrich Schliemann oder Allan Quatermain oder Indiana Jones werden.

Seine eher nüchternen Kollegen verfolgten seine diesbezüglichen Fortschritte wie Krähen, die auf einem Dachgiebel hocken und einen Pfau auf dem Rasen vor dem Haus beobachten. Trotzdem, er war der naheliegende Kandidat für die Professur gewesen und hätte sie vermutlich auch bekommen, wäre ihm nicht das Buch des Bruders des Dekans dazwischengekommen. Bei diesem Buch handelte es sich um eine ernste, in trockener Sprache verfasste Abhandlung über Erotik in der mittelalterlichen Literatur, mit schlichtem Cover und schmerzhaft kleiner Schrift. Es erschien zeitgleich mit dem Buch meines Vaters zum selben Thema. Dessen Umschlag zierte wiederum ein Bild von Lanzelot und

Guinevere in inniger Umarmung und trug das Wort SEX im Titel. Das Buch meines Vaters verkaufte sich tausendmal besser als das des Dekanbruders. Dieser Affront war dem Dekan und seinen Kollegen im Auswahlkomitee noch allzu frisch im Gedächtnis, als der Name meines Vaters als möglicher Kandidat auf den Tisch kam.

Die Erkenntnis, dass die Ereignisse nicht nach Plan liefen, traf meinen Vater an einem Freitagspätnachmittag gegen Ende des Sommersemesters. Ich hatte mich oben in meinem Zimmer verschanzt und bemerkte seine Heimkehr durch das unheilvolle Zuknallen der Haustür, das die Fensterscheiben klirren ließ. Als er durch den Flur stürmte, klang es, als sei ein wildes Tier ins Haus eingedrungen und schlage alles kurz und klein. Mit einem gewaltigen Poltern landete der lederne Aktenkoffer, in dem er seine Papiere transportierte, in einer Ecke, gefolgt von einem heftigen Tritt gegen die Tür. Ein Schwall von Schimpfwörtern – deren Benutzung uns Tuesday stets untersagte – brach aus ihm heraus, glücklicherweise jedoch gedämpft durch die geschlossene Tür zwischen uns. Dann hörte ich das unverwechselbare Klirren von zerberstendem Glas. Vermutlich hatte die Statue eines sich aufbäumendem Pferdes mit silbernem Glanz, die normalerweise auf dem Tischchen im Flur stand, ihr jähes Ende auf dem Fliesenboden gefunden.

Unten öffnete sich eine Tür, und ich konnte Tuesdays Stimme vernehmen. Zwar verstand ich nicht, was sie sagte, aber offensichtlich handelte es sich um etwas Beruhigendes. Ohne Erfolg. Mein Vater polterte die Treppe hinauf, dass der Boden erzitterte. Dann fiel die Tür zu seinem Arbeitszimmer mit einem Knall ins Schloss, der wie ein Echo des vorherigen Schlagens der Haustür wirkte. Er hallte im ganzen Haus wider.

Ich sah meinen Vater an diesem Abend nicht mehr. Erst am folgenden Morgen bekamen wir ihn wieder zu Gesicht. Tuesday geisterte durch die Küche und versuchte vergeblich, sich einen Filterkaffee zu brauen. Ich kaute auf einem Müsliriegel herum, den ich hinten im Küchenschrank gefunden hatte, und blickte aus dem Fenster auf den verwilderten Vorgarten. Ich fragte mich, was wohl passieren würde, wenn weder mein Vater noch Tuesday je die Zeit finden würde, den Rasen zu mähen. Würde er dann weiter wachsen, bis er uns das Licht wegnahm?

Die Küchentür ging auf, und als ich mich umdrehte, sah ich meinen Vater hereinspazieren. Er rieb sich die Hände und schenkte uns jenes absolut hinreißende Lächeln, das eine der Bibliotheksassistentinnen an der geschichtlichen Fakultät dazu verleitet hatte, ihn mit George Clooney zu vergleichen. Polly und ich schauten uns an, doch keine von uns beiden wagte zu reagieren. Wir wollten erst einmal sehen, um was es hier eigentlich ging.

Mein Vater wartete, bis er unsere ungeteilte Aufmerksamkeit hatte. Da erschien dieses unwiderstehliche Lächeln. »Nun«, meinte er, und sein Ton war fast jovial, »wie würde es euch gefallen, in Deutschland zu leben?«

Kapitel 4

Wenn mein Vater einmal einen Entschluss gefasst hatte, gab es nichts mehr daran zu rütteln. Ich versuchte es trotzdem. Schließlich würde ich im nächsten Schuljahr meine A-Level-Abschlussprüfungen machen und konnte mir nicht vorstellen, wie sich das mit einem Umzug in irgendeinen abgelegenen Winkel Deutschlands vereinbaren ließ. Außerdem hatte ich mein Leben und meine Freunde hier. Ich hatte nicht vor, irgendetwas davon kampflos aufzugeben.

Mein Vater jedoch blieb unerbittlich: »Du kannst das deutsche Abitur machen«, sagte er. »Schließlich hast du letztes Jahr den ganzen Sommer in Deutschland verbracht. Du kommst mit der Sprache schon klar.«

Das stimmte. Eine Cousine von Tuesday hatte vor etwa zehn Jahren einen Deutschen geheiratet. Onkel Karl, wie wir ihn nannten, obwohl er nicht unser echter Onkel war, hatte diese Reise für mich organisiert. Ich verbrachte die Sommerferien in der Nähe von Trier bei Freunden von ihm, die einen Biobauernhof betrieben. Der Hof war attraktiv, weil ich nach der Schule Geowissenschaften studieren wollte. Außerdem war mein Deutsch gleichzeitig natürlich viel besser geworden. Also änderte ich meine Taktik.

»Der ganze Lehrplan wird anders sein. Das hole ich nie auf, selbst wenn ich die Sprache verstehe.«

»Aber du kannst dein Deutsch perfektionieren«, winkte mein Vater unbekümmert ab. »Nach einem Jahr wirst du es fließend sprechen.«

»Ja und was soll mir das bringen?« Ich brüllte fast. »Ich will nicht Germanistik studieren! Ich will Naturwissenschaftlerin werden!«

»Lin ...«

»Warum kann ich nicht hier bleiben?«

»Weil du erst siebzehn bist. Du brauchst jemanden, der sich um dich kümmert.«

Wenn ich nicht so wütend gewesen wäre, hätte ich mich über diese Aussage totgelacht. Tuesdays Versuche, sich häuslich zu betätigen, waren sporadisch und wenig erfolgreich. Wenn ich nicht im Alter von acht Jahren gelernt hätte, mir selber Bohnen auf Toast zu machen, wäre ich inzwischen vermutlich verhungert. Mein Vater selbst war immer viel zu sehr in seine akademische Arbeit vertieft, um solch profane Dinge wie einen leeren Kühlschrank oder Kinder in zu kleinen Schuhen wahrzunehmen.

Ich versuchte, Polly in meinen Kampf mit einzubeziehen, doch ohne Erfolg. Konfrontiert mit der Redegewandtheit und den sich ständig wandelnden Argumenten unseres Vaters war sie völlig hilflos. Außerdem hatte sie viel weniger zu verlieren, da sie mit meinem Vater und Tuesday bereits ein Jahr Pause vereinbart hatte und in Baumgarten nicht länger als zwei Monate festsitzen würde, um dann nach Italien aufzubrechen, wo sie den Rest des Jahres bei Freunden von Tuesday verbringen würde. Es hätte nicht zu Pollys Wesen gepasst, ein Jahr lang mit dem Rucksack durch Indien zu trampeln oder in China Englisch zu unterrichten. Deshalb war sie anscheinend recht zufrieden damit, bei Tuesdays italienischen Bekannten zu wohnen und Geisteswissenschaften zu studieren, wie das alle in unserer Familie taten – alle außer mir. Ich bewunderte meine sanfte, friedliebende Schwester, doch in einem Streit war sie als Verbündete nutzlos.

Letztlich blieb mir nichts anderes übrig, als mir meine Niederlage einzugestehen. Ich stürmte hinauf in mein Zimmer und knallte lautstark die Tür hinter mir zu. Am liebsten hätte ich auch noch ein paar Dinge an die Wand geworfen, wäre mir nicht plötzlich unangenehm klar geworden, dass ich mich genauso benahm wie mein Vater am Abend zuvor. Ich stellte also den Porzellanhasen zurück aufs Regal und schmiss stattdessen mich selbst der Länge nach aufs Bett.

Die Ursache meines Kummers bestand aus einem einzigen Dokument. Ein Stück Papier, das unser aller Schicksal besiegelte, so sicher, als handele es sich um ein Todesurteil. Was dessen Verfasser nicht gewusst haben konnte, als er etwa sechshundert Kilometer entfernt in seinem Arbeitszimmer sorgfältig mit Tinte den Namen Heinrich Mahlberg daruntersetzte, war, dass er damit auch sein eigenes Todesurteil unterzeichnete. Als er mit seiner akkuraten Handschrift den Namen meines Vaters vorne auf den Briefumschlag schrieb, feuerte er eine Kugel ab, die seinen eigenen Kopf treffen würde. Trotz allem hätte er noch entkommen können, wäre sein Brief weiterhin unbesehen in den tieferen Schichten des überquellenden Postfachs des Empfängers verblieben.

Am dem Tag jedoch, als mein Vater von der Historischen Fakultät nach Hause kam, erfüllt mit dem gerechten Zorn eines Mannes, dem sein Geburtsrecht verweigert wurde, war er in sein Arbeitszimmer gestürmt, hatte gegen den Aktenschrank getreten und den Papierberg auf seinem Tisch zu Boden gefegt. Erst nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, fiel sein Blick plötzlich auf Herrn Mahlbergs Brief, der aus dem wild verstreuten Haufen an Dokumenten herausgeflattert war und nun offen auf den polierten Dielenbrettern lag.

Für meinen Vater handelte es sich hierbei um einen einschneidenden Moment, ähnlich dem, als Sir Isaac Newton ein Apfel auf den Kopf fiel oder Archimedes aus dem Bade sprang, splitterfasernackt durch die Straßen von Syrakus lief und »Heureka!« rief. Er hob den Brief auf und las ihn mehrere Male. Als Herr Mahlberg ihm vor Monaten geschrieben und ihm mitgeteilt hatte, er wisse, wo sich die verschwundenen Fenster der Allerheiligen-Abtei befanden, hatte mein Vater dem kaum Beachtung geschenkt. Die Allerheiligen-Fenster, ein fünfhundert Jahre altes Meisterwerk der Glasmalkunst, dessen Geschichte sich im Dunkeln verlor, stellte für Mediävisten eine Art Heiligen Gral dar. Vermutlich handelte es sich um eine Falschmeldung, denn immer mal wieder tauchten an verschiedenen Orten Stücke von wesentlich weniger wertvollen Glasmalereien auf. In regelmäßigen Abständen machten sich Heimatforscher oder übereifrige junge Historiker mit unausgereiften Theorien zum Narren, wenn sie behaupteten, diese würden aus der legendären Abtei stammen.

Nun jedoch erstrahlte Herr Mahlbergs Brief im Licht einer Rettungsboje. Sollte der von der Universität ausgewählte, zukünftige Professor Goodwin Lyle doch seinen Moment des Triumphes auskosten – mein Vater würde dem nicht beiwohnen. Wenn an Herrn Mahlbergs Behauptung auch nur ansatzweise etwas dran war und mein Vater als erster Wissenschaftler das Glas zu Gesicht bekäme, würde das seiner Karriere den dringend benötigten Schub geben. Wenn nicht, dann könnte er nach einer angemessenen Zeitspanne an die Universität zurückkehren und sich still und leise der Aufgabe widmen, Professor Lyle das Leben so schwer wie nur möglich zu machen.

Angesichts dieser überzeugenden, verlockenden Vorstellung war es weder mir noch Tuesday oder Polly möglich, meinen Vater von seinem angepeilten Kurs abzubringen. Ich war wütend, Tuesday schmolte, und Polly wirkte einfach nur traurig, doch er ließ sich nicht umstimmen. Unser Haus wurde zur Zwischenmiete annonciert, die Fährtickets wurden gebucht, und kurz nachdem Polly ihre Prüfungsergebnisse erhalten hatte, brachen wir nach Deutschland auf.

Kapitel 5

Würde ich an das Schicksal glauben, hätte ich unsere erste Begegnung mit einem Bürger unserer neuen Wahlheimat – dem Toten, der da so schrecklich reglos im zerdrückten Gras zwischen Äpfeln lag – als böses Omen gedeutet. Doch als wir die Obstwiese hinter uns gelassen hatten, beschäftigte mich vor allem meine gefühlsarme Reaktion auf den Toten – das und die rätselhaften Glasscherben.

Eine Weile fuhren wir schweigend, nur unterbrochen von Tuesdays gelegentlichem Schniefen. Reuben hatte angefangen zu nörgeln, wie das achtzehn Monate alte Kleinkinder gerne tun, wenn sie stundenlang in einen Autositz gesperrt sind. Tuesday schien es nicht zu bemerken, sodass schließlich Polly die Babyflasche aus der Tasche holte und sie ihm reichte. Ich war fest entschlossen, weder mit Tuesday noch mit meinem Vater zu sprechen. Wütende Gedanken summteten immer noch durch meinen Kopf wie Wespen in einem Marmeladenglas.

Der alte Mann war zweifellos tot, und es gab nichts, was wir noch für ihn hätten tun können. Garantiert hätten wir stundenlang in irgendwelchen Behörden herumsitzen müssen, während Reuben heulte, Tuesday theatralische Hysterieanfälle bekam und ich für alle mit meinem fehlerhaften Deutsch übersetzen musste. Es wäre grausig gewesen, keine Frage. Aber mich beschäftigte trotzdem, was passieren würde, wenn jemand herausfand, dass wir die Leiche entdeckt und unseren Fund nicht gemeldet hatten, oder, noch schlimmer, wenn niemand sonst die Leiche fand. Wie lange würde sie dort liegen, während das Blut im Gras trocknete, der kalte Körper starr wurde und schließlich – was für ein entsetzlicher Gedanke – anfang zu verwesen? Ich stellte mir vor, wie Regen auf das reglose Gesicht herunterprasselte, in die blinden Augen floss und den geöffneten Mund füllte. Ich stellte mir vor, wie Tage und Wochen vergingen, bis das Fleisch schließlich von den Knochen fiel. Pflanzenschösslinge würden ringsherum wachsen und sich vielleicht sogar einen Weg durch die leeren Augenhöhlen und das entsetzliche Loch im Schädel bahnen. Mir wurde schlecht.

»Kannst du kurz anhalten?«, krächzte ich.

»Was?« Mein Vater hatte offensichtlich gar nicht richtig zugehört.

»Ich muss spucken.«

Das Auto machte einen Schlenker an den Straßenrand. Ich öffnete die Tür und schaffte es gerade noch, den Kopf rauszustrecken, bevor die Überreste der Sandwiches hochkamen.

»Geht's wieder?«, hörte ich Polly besorgt fragen.

»Nein.« Vorsichtig hob ich den Kopf.

»Steig doch am besten ein paar Minuten aus, Lin«, schlug Tuesday vor.

Ich hatte den starken Verdacht, dass sie sich größere Sorgen darüber machte, ich könnte ins Auto spucken, als um meine Gesundheit. Also kam ich ihrem Wunsch nach, weil ich irgendwie das dringende Bedürfnis hatte, von ihr und meinem Vater wegzukommen. Ich fragte mich, ob der alte Mann wohl immer noch allein da auf der Wiese lag oder ob er bereits von trauernden Angehörigen umringt war, die seinen Kopf in ihren Schoß gebettet hatten und sein kariertes Hemd nass weinten.

»Was steht auf dem Schild dort?«, rief mir mein Vater vom Fahrersitz aus zu. Ich ging näher hin, bis ich es lesen konnte.
»Niederburgheim.«

»Hier ist es«, sagte Tuesday gerade, als ich wieder ins Auto stieg. Anscheinend hatte sie sich beeindruckend schnell vom Schlimmsten erholt, das ihr je passiert war. Sie hatte eine Straßenkarte auf dem Schoß ausgebreitet und studierte sie eifrig, wobei sie in Gedanken verloren eine goldene Haarsträhne um die Finger wickelte. »Aber in diesem Teil hier gibt es mindestens drei Burgen.«

»Wir sind vorhin an einem Turm vorbeigefahren«, sagte Polly. »In dieser kleinen Stadt. Das könnte eine Burg gewesen sein.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?« Mein Vater merkte gar nicht, dass sein gereizter Tonfall Polly verletzte. Sie blickte mich kurz an, ohne etwas zu sagen. Mein Vater wendete, und wir fuhren langsam den Weg zurück, den wir gekommen waren.

»Da«, meinte Polly plötzlich, als wir eine Abzweigung passierten.

Mein Vater stieß zurück, und wir blickten alle die Seitenstraße hinunter.

»Wow!«, staunte ich.

»Hattest du nicht gesagt, es liegt in einem Waldstück?« Tuesday fuhr mit einem ihrer lackierten Fingernägel suchend über die Karte.

Mein Vater zuckte mit den Schultern. »Hier gibt es ja ringsherum genug Wald. Vielleicht meinte Karl, es liegt nahe am Wald.«

Tuesday kurbelte das Fenster herunter und schnupperte. »Es riecht zumindest ziemlich ländlich hier.«

Je näher wir auf die Burg zufuhren, umso mehr staunten wir. Eine dicke Steinmauer ragte steil aus einem kleinen Burggraben auf, über den eine geschwungene Brücke führte. Daneben stand ein riesiger quadratischer Turm, der von einer zwiebelförmigen, mit grauen Schindeln gedeckten Kuppel gekrönt wurde. Die Fensterläden waren in einem rot-weißen Rautenmuster gestrichen.

Obwohl meine Gedanken immer noch hauptsächlich um das Erlebnis auf der Apfelwiese kreisten, war ich beeindruckt. Die Burg schien direkt aus einem Märchen der Gebrüder Grimm zu stammen. Ich konnte es kaum erwarten, meinen Freunden ein Foto davon zu schicken – die würden ihren Augen kaum trauen.

»Typisch für die Gegend und die Bauzeit«, erklärte mein Vater, als wären wir hier in einer Geschichtssendung, aber niemand hörte ihm zu.

»Es ist hinreißend.« Tuesday war ganz verzückt.

Wir konnten es alle kaum erwarten, aus dem Auto zu kommen. Polly nahm Ru auf den Arm.

»Da hat Karl sich selbst übertroffen«, meinte mein Vater an Tuesday gewandt.

Wir überquerten die kleine Steinbrücke und blieben vor den schmiedeeisernen Toren stehen, von wo wir in den Innenhof spähen konnten.

»Da liegt ein roter Teppich!«, stellte Polly ehrfürchtig fest.

Sie hatte recht: Es sah aus, als sei alles für die Ankunft eines hohen Besuchs vorbereitet. Der rote Teppich erstreckte sich von den Toren bis zu einem kleinen

Baldachin vor der Eingangstür. Dieser war auf beiden Seiten von riesigen Kerzen in schweren, tönernen Haltern flankiert, die eher den Eindruck einer Beerdigung erweckten, oder als erwarte die Burg den Grafen Dracula.

»Dann wollen wir mal«, sagte mein Vater, doch kaum hatten wir den roten Teppich betreten, da öffnete sich die Eingangstür und ein Mann kam heraus.

Als Erstes fiel mir auf, dass seine große, breitschultrige Gestalt komplett schwarz gekleidet war. Dann sah ich das Weiß an seinem Kragen aufblitzen und begriff, dass es sich um einen katholischen Pfarrer handeln musste, der eine altmodische Soutane trug. Sobald er uns entdeckte, kam er forschen Schrittes auf uns zugeeilt und wirkte fast ein wenig unfreundlich. Beim Näherkommen erschien mir seine schwarze Kleidung nicht mehr als das Auffälligste: Wenn er nicht so alt gewesen wäre – ich schätzte ihn auf etwa dreißig –, dann hätte er nämlich absolut umwerfend gut ausgesehen.

Tuesday dachte anscheinend dasselbe, denn sie legte sofort den Kopf schief und spielte mit den Perlenketten, die im Ausschnitt ihrer Bluse hingen.

»Guten Tag. Was kann ich für Sie tun?« Die Frage war an meinen Vater gerichtet, und der Tonfall des Priesters war ziemlich unwirsch. Tuesday ignorierte er komplett.

Aus der Nähe sah er fast unverschämt gut aus, mit seinen markanten Zügen, den rabenschwarzen Haaren und ausdrucksstarken, dunklen Augen. Gebannt starrte ich ihn an.

»Ich bin ...« Auf einmal verließen meinen Vater seine Deutschkenntnisse. Er war es eher gewöhnt, über akademischen Texten zu brüten, als die Sprache tatsächlich zu sprechen. Suchend blickte er sich nach mir um. »Lin?«

Mit klopfendem Herzen trat ich vor und merkte, wie ich unter dem missbilligenden Blick des Priesters zu schrumpfen schien.

»Das hier ist mein Vater, Dr. Oliver Fox«, erklärte ich auf Deutsch.

»Stehen Sie auf der Gästeliste?«

»Der Gästeliste?« Ich war kurz verdattert. »Nein, ich glaube nicht ...«

»Die Burg ist nicht für die Öffentlichkeit zugänglich«, erklärte der Priester.

»Aber wir wohnen hier«, wollte ich eigentlich sagen, entschied mich dann aber doch für: »Wir sollen hier wohnen.«

»Dies ist kein Ferienhaus.«

»Ich weiß.« Ich geriet ins Stocken. »Mein Onkel Karl hat es gemietet – er kennt jemanden ...«

Dann gingen mir die Worte aus, weil ich den deutschen Begriff beim Forstamt nicht kannte. Die körperliche Nähe des Priesters wirkte, als würde man direkt in die Sonne schauen – man merkte, wie das Gehirn anfang zu kochen. Sogar das Wort Wald war mir plötzlich abhandengekommen.

»Ich glaube, da sind Sie hier falsch«, erwiderte der Priester schließlich.

»Wie heißt unsere Burg?«, fragte ich meinen Vater hilflos auf Englisch.

»Kreuzburg«, antwortete er.

Ein Hauch von Interesse huschte über das Gesicht des Priesters. »Die Kreuzburg?« Er musterte meinen Vater erneut. Dann fragte er sehr langsam auf Englisch, mit leichtem Akzent: »You are the professor who is researching the Allerheiligen-Glass?«

»Ja«, erwiderte mein Vater, der glaubte, nun endlich ans Ziel gelangt zu sein. Ich nehme an, er erwartete, dass der Priester zur Seite treten und ihm die Schlüssel zur Burg überreichen werde. Da wurde er jedoch enttäuscht.

»Das hier ist nicht die Kreuzburg«, erklärte der Geistliche. »Hier findet heute ...«, er dachte kurz nach, »... eine Beerdigungsfeier statt.«

»Nun, können Sie uns sagen, wie wir die Kreuzburg finden?«, wollte mein Vater wissen. Die Enttäuschung war seiner Stimme anzuhören. Tuesday wagte ich gar nicht anzuschauen.

»Haben Sie eine Karte?«

Mein Vater reichte sie ihm.

»Hier. Sehen Sie?« Fasziniert beobachtete ich, wie die langen schlanken Hände des Priesters die Karte umdrehten. »Hier ist Niederburgheim. Es führt ein Weg durch den Wald ... hier, ... aber ich glaube, der ist gesperrt, außer für die Forstverwaltung. Wenn Sie da nicht durchkommen, dann müssen Sie hier ... und dort lang ... fahren. Durch dieses Dorf.«

Tuesday versuchte, über die Schulter meines Vaters einen Blick auf die Karte zu erhaschen. Der Punkt, auf den der Priester mit dem Zeigefinger deutete, war ein winziges Viereck mitten in einer grünen Fläche.

»Das ist ja wirklich mitten im Wald«, sagte sie.

»Ja.«

»Nun«, meinte mein Vater munter, während er die Karte zusammenfaltete. »Dann wird man da sicher wunderbare Spaziergänge machen können, nicht wahr?«

Der Priester sah ihn ernst an. »Nein«, erwiderte er. »Das würde ich Ihnen nicht empfehlen.«